



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum

„Wiesbadener General-Anzeiger.“



No. 38.

Wiesbaden, den 24. September 1896.

I. Jahrgang.

Moderne Liebe.

Humoreske von Wilhelm Rulmann.

Nachdruck verboten.

„Aber Claire —“

„Du wünschst, Mama?“

„Wir oft habe ich Dir nicht schon gesagt, daß Du nicht auf der Landstraße Bizzyle fahren sollst?“

„Aber liebe Mama —“ Das junge Mädchen tritt in den Salon, nachdem es dem herbeieilenden Diener das Zweirad übergeben hat.

„Warum fährst Du nicht im Park? Du hast doch dort Wege genug!“

„Ja, aber dort sieht mich doch niemand.“

„Ach was! Muß man Dich dabei sehen? Komm einmal her! Ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen.“

Die Mama sitzt mitten auf dem Sopha, ihre Haltung hat etwas Würdevolles, nahezu Feierliches. Sie hat das Sophalissen hinter ihren Rücken geschoben und sie richtet ihre großen dunklen Augen mit dem Ausdruck der Strenge auf die kleine Claire, die ihm gegenüber auf einem Fauteuil Platz genommen hat und die ängstlich fragende Blicke auf die Mama richtet.

Etwas Ernstes? Was mag das sein?

„Die Zeit ist gekommen,“ beginnt die Mama, „wo wir daran denken müssen, Dich zu verheirathen.“

„Was sagst Du, Mama?“

„Nun ja, Du bist siebzehn Jahre alt —“

„Verheirathen? Ich soll heirathen? Ach, das interessiert mich.“ Und die Kleine rückt ihren Fauteuil etwas näher zum Sopha.

„Es bietet sich Dir eine gute Parthie.“

„Wer denn, Mama? Wer denn?“

„Dein Vetter Emil —“

„Emil von Straßer?“

„Eben der!“

„Ach so. Den meinst Du?“

„Allerdings. Er ist ein junger Mann aus guter Familie —“

„Aber er ist mein Vetter?“

„Das macht nichts. Eine so weitläufige Verwandtschaft.“

„Der Emil!“

„Er ist ein hübscher Mann —“

„Na —“

„Offizier —“

„Bei den Dragonern. Blau mit gelb. Hübsche Uniform.“

„Er ist seit drei Tagen Rittmeister.“

„Ach was?“ Und die Kleine murmelt vor sich hin:

„Frau Rittmeisterin klingt nicht so übel —“

„Er ist gestern Abend hier angekommen —“

„Wie? Emil ist hier?“

„Ja. Aber er hat den unseligen Einsall gehabt, die Tour mit dem Bizzyle zu machen.“

„Wie? Emil ist Bizzylst? Ach, das ist reizend!“

„Gute verwünschten Bizzyles! Gestern Abend bei dem Abspringen von der Maschine ist er ausgeglitten und so unglücklich gefallen, daß er sich den Fuß verstauchte. Er wird erst morgen zu uns kommen können.“

„Oh! Der Arme!“

„Du könntest ihm ein gutes Wort sagen.“

„Aber Mama! Ich kann doch nicht zu ihm in das Hotel gehen.“

„Nein, aber an's Telephon. Ich habe eben erst mit ihm gesprochen. Warte nur! Ich rufe an ihn das Telephon.“

Zwei Minuten später stand Jung Claire am Telephon. Sie hatte mittlerweile über sich selbst gelächelt, da sie sich dabei erwischte, wie sie ihre Locken auf der Stirn etwas in Ordnung brachte, ehe sie zum Telephon ging.

„Guten Morgen, Herr Rittmeister! — Danke! Ganz gut, aber Ihnen? — Also lieber Vetter. — Mama wird es sehr freuen. — Mich auch gewiß. — Wir werden Sie in den Großvaterstuhl setzen und Sie dürfen sich nicht rühren. — Also Du darfst Dich nicht rühren, bis Dein Fuß wieder gut ist. — Tant mieux, cher cousin. — Wirklich? — Ich dachte, Du hättest mich längst vergessen. — Du Schmeichler! — Das ist lieb von Dir. — Ja, lieber Emil, da mußt Du . . . Da mußt Du mit Papa und Mama sprechen. Schluß.“

Drei Tage später. Ein warmer Frühlingsabend, der schon den Sommer ankündigt. Die Blüthen im Park verströmen, ehe sie sich schließen, ihre süßesten Düfte aus, und die Vögel, die noch im Laub des Baumes

zweitschern, singen die Blumen, die Bäume und sich selbst in den Schlaf.

Jung Claire geht mit ihrem Vetter, der seit fünf Tagen Rittmeister und seit drei Tagen ihr Bräutigam ist, im Park spazieren. Er hinkt noch etwas und stützt sich auf ihren Arm.

Was für ein süßes Gefühl, die Stütze eines ausgewachsenen Rittmeisters bei den Dragonern zu sein!

Zuweilen, während sie plaudern, drückt er die Hand und wenn sie einmal schweigen, raubt er ihr einen Kuß. Und sie läßt es willig geschehen, sie ist ja Braut, und einem alten Herkommen gemäß pflegen sich Brautleute zu küssen.

Dann ruhen sie sich von diesen Anstrengungen in einer Laube aus, die von wildem Weine so dicht umwuchert ist, daß Niemand sie sieht, nicht einmal der Mond, dessen bleiche Scheibe jetzt an dem dunkelblauen Himmel heraufzieht.

Sie hat ihr Köntöpfchen an seine Brust gelehnt und er küßt sie immer und immer wieder auf den kleinen glückseligen Mund.

„Claire,“ seufzte er, „ich liebe Dich.“

„Ach Emil,“ flüstert sie, „wie süß ist doch die erste Liebe.“

„Die erste Liebe? O diese Kleine! Sie fängt schon an zu zählen!“



Zwei Humoresken.

(Nachdruck verboten.)

I.

Ewige Liebe.

Von Guy Seymour.

Sie hatten einander ewige Liebe geschworen.

Das war vor 4000 und etlichen Jahren, dort unter dem sonnenvergoldeten Himmel von Hellas, und sie hatten ihren Schwur gehalten. Sie hatten einander angehört in inniger, unveränderter Liebe, nicht nur ihr ganzes irdisches Leben hindurch dort unter dem sonnenvergoldeten Himmel von Hellas, nein auch nach ihrem Tode noch, auch dann noch, als ihre Seelen zu andern Menschen geworden.

Ja, auch da gehörten sie sich an, in heißer, glühender Liebe, auch da fand Einer in dem Andern das Glück seines Lebens, und so oft sie starben, erneuerten ihre Seelen ihren Bund.

Hunderte Male in immer neuen Gestalten hatten ihre Seelen einander geliebt, und immer gleichartiger wurden dadurch ihre Seelen, immer harmonischer ineinander gestimmt und immer herrlicher wurde dadurch ihr gemeinsames Leben. Da, eines Tages starben sie wieder und stehend noch schwuren sie sich aufs Neue den Schwur, sich auch im nächsten irdischen Leben wieder anzugehören wie bisher.

Alein eine seltsame Sache geschah. Ihre Seelen waren so gleich, daß es gleichgültig war, welche Hülle sie sich da suchten, und so kam es, daß seine Seele sich in die Hülle eines Knäbleins und ihre Seele in die eines Knäbleins versenkte. Und die Beiden wuchsen her-

an, das Mädchen mit seiner Seele, zur herrlichen Jungfrau, der Knabe mit ihrer Seele zum kraftvollen Jüngling, und beide Seelen fanden sich wieder zum liebenden Bunde.

In herrlichen Flitterwochen lebte das Paar voll des seligsten Glückes der Liebe. Dann aber . . . dann wurde es anders. Und eines Tages sprach er zu seinem Weibe:

„Ewig sollte unsere Liebe dauern, das hört aber jetzt auf.“

„Und weshalb?“ fragte sie ganz erschreckt.

„Weil mit Euch Weibern einfach nicht vernünftig zu leben ist,“ entgegnete er, „und weil ich die Sache satt habe.“

Und wer so sprach, das war er.

Weshalb aber? Wie war das gekommen?

Einfach genug.

Weil in ihm ja des Weibes Seele jetzt wohnte und das Weib kennt die Weiber besser, als jemals ein Mann sie wohl kennen wird.

II.

Armer Kerl.

Von Alphonse Allais.

„Armer Kerl!“

Eines Tages hatte er sich entschlossen, ihr seine Liebe zu erklären. All die wahnsinnige, glühende, flammende Liebe, die in seinem Herzen loderte.

Die junge Dame hörte ihn mit artigem Lächeln an, und als er seine Erklärung endlich fertig gestammelt hatte, da bat sie ihn, sich den Gedanken an sie doch gefälliger lieber aus dem Kopfe zu schlagen.

„Armer Kerl!“

Er stand da, wie geknickt; er wurde tobtenebleich, seine Rippen versuchten weiter zu stammeln, aber es ging nicht. Dafür rannen zwei dicke Thränen über seine Wangen.

Das junge Mädchen wurde durch den Anblick dieser Thränen gerührt.

Sie reichte ihm ihre Hand, sprach ihm einige freundliche Worte des Trostes zu und schloß: „Sie sollen stets eine Schwester an mir haben, eine aufrichtige Schwester! Wollen Sie?“

„Armer Kerl!“

Er sah sie unsäglich traurig an, flammelte wieder ein paar Worte und ging.

Ging, um sich auszweinen und auszuschluchzen. Und da das zu lange dauern zu wollen schien, so schickte sein Papa ihn auf Reisen.

„Armer Kerl.“

Drei Monate waren vergangen.

Es war Hochsommer.

Der junge Mann kam an Bord der „Normandie“ von Amerika zurück, ohne vergessen zu haben.

Durch einen Brief, den er zu Hause antraf, erfuhr er, daß Alice — Alice hieß die unbeugsame Schöne — auf Sylt sei.

Auf Sylt?!

Natürlich fuhr er sofort dorthin.

„Armer Kerl!“

Er kam auf Sylt an.

Bei jedem Mädchen, jedem Weibe, das er sah, klopfte sein Herz höher, denn in jedem Weibe sah er, oder glaubte er — Alicen zu sehen.

Auf dem Strande kommt ihm eine junge Dame entgegen. Diesmal ist es Alice.

Armer Kerl!

Sie streckt ihm beide Hände entgegen und heißt ihn willkommen.

Ach, und wie schön sie geworden ist. Noch viel tausendmal schöner, als sie gewesen; so frisch, so rosig, so lustig in ihrem Kleide von weißem Piquee.

Und er seufzt auf.

Sie aber hält seine Hände fest und sieht ihm zärtlich in die Augen.

Armer Kerl!

„Erinnern Sie sich noch“, sagte sie zu ihm, „jener Tage, da ich Ihnen sagte, ich wollte Ihnen eine Schwester sein?“

Ach Gott! Und ob er sich erinnert! Ein tiefer, schwerer Seufzer sagt es ihr mehr, als alle Worte es ihr sagen könnten.

Armer Kerl!

„Nun denn“, fährt das junge Mädchen fort, „jetzt will ich Ihnen nicht mehr Schwester sein. Ich will Ihnen mehr sein, das Theuerste, was es auf Erden giebt!“

Und sie preßt seine Hände so innig und sieht ihn so an, so zärtlich, so . . . so . . .

Armer Kerl!

„Wäre es möglich?“ ruft er.

Da senkt sie wie verschämt ihr Köpfchen.

„Ja“, sagt sie, „ich will Ihnen mehr sein, viel mehr: eine Mutter!“

„Eine Mutter?!?!?! . . .!“

„Jawohl, eine Mutter! Gestern hat Ihr Papa um mich geworben.“

„Und . . . Sie?“

„Ich . . . habe „Ja“ gesagt.“

Armer Kerl!

An dem Tage hatte er keinen großen Appetit. Und das Menu war so gut.

Armer, armer, armer Kerl!



Der deutsche Durst.

Was die Sonne unter den Dichtern,
Und Homeros unter den Dichtern,
Was der Liebsten Kuß unter den Küßen,
Und der Rheinstrom unter den Flüssen,
Was der Rheinwein unter den Weinen
Und der Edelstein unter den Steinen,
Was der Ocean unter den Wassern,
Und Lullus unter den Prassern,
Was die Unendlichkeit unter den Räumen
Und der Eichbaum unter den Bäumen,
Was der Föhnsturm unter den Wettern
Und was Jupiter unter den Göttern,
Was der Buchenwald unter den Wäldern,
Ein Diamantfeld unter den Feldern,
Was die Bibel unter den Schriften,
Was der Rosenbust unter den Dürften,
Was der Kaiser unter den Fürsten: —
Das ist der deutsche Durst unter den Dürsten.



Goethe-Mosaik.

Ihr naht euch wieder? In die Ecke, Besen!
Lust! Lust! Klavigo! Meine Ruh ist hin.
Der König rief: ich bin ein Mensch gewesen;
Das Ewig-Weibliche, das war mein Sinn.
Ein deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Der Andre hört von Allem nur das Mein.
Ich weiß nicht, nur die Lumpe sind bescheiden,
Ein Verdender wird immer dankbar sein.

Wir graut's vor dir, der Kasus macht mich lachen,
Und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Der Morgen kam, kühl bis an's Herz hinan.
Prophete rechts — mein Herz, was soll das geben?
Du sprichst ein großes Wort gelassen aus;
Das Wasser rauscht in's volle Menschenleben,
Ich denke dein, so oft er trank daraus.

Wenn ihr's nicht fñhlt, ihr werdet's nicht erjagen;
Der Page lief, man sieht doch wo und wie.
Was hör' ich draußen? Fräulein, darf ich's wagen?
Grau, theurer Freund, ist alle Theorie.
Heißt mich nicht reden, schwankende Gestalten!
Man merkt die Absicht, dunkler Ehrenmann!
Durch Feld und Wald laßt mir herein den Alten:
Ich kenne dich, du siehst mich lächelnd an.

Er sah ihn stürzen, himmlisches Behagen!
Der Knabe kam und ward nicht mehr gesch'n.
Die Sonne sinkt, du mußt es dreimal sagen —
Das ist die Art, mit Hexen umzugeh'n.
Der Geist der Webizin ist leicht zu fassen,
Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern . . .
Es muß sich dabei doch was denken lassen?!
Ergo bibamus! ist des Pabels Kern.

(Hum. Hausfchag.)



Faure's Gala-Uniform.

Es spricht Herr Faure, der Präsident,
Mit trübem Blick, mit blassen Wangen!
Wenn ich nur wüßt', in welchem Kleid
Den jungen Zar ich soll empfangen.

Im schwarzen Frack? Zu simpel ist's,
Man kann damit nicht imponiren,
In Uniform? Die giebt es nicht,
Auch fällt mir schwer das Salutiren.

Ganz Frankreich sinnet hin und her,
Wie dem wohl abzuhelpen wäre?
Des Präsidenten Uniform,
Das ist der wundte Punkt der Ehre.

Warum, o große Nation,
Denk'st Du darüber Dich zu Tode?
Stedt ihn in ein Kosakenkleid,
Die Tracht ist ja in Frankreich Mode.



